

Samstag, 10. Oktober 2026

Wirtschaft

«Harmonie ist manchmal überbewertet»

Die Luzerner Privatbank Reichmuth feiert heuer ihren 30. Geburtstag. CEO Remy Reichmuth spricht über Verantwortung, Krach in der Familie, die Folgen des CS-Untergangs – und künstliche Intelligenz.

Maurizio Minetti

Sie sind seit gut fünf Jahren CEO der Privatbank Reichmuth. Damit mussten Sie beruflich mit Pandemie, Ukrainekrieg, CS-Ende und geopolitischen Verwerfungen umgehen. Haben Sie sich den Job etwas ruhiger vorgestellt?

Remy Reichmuth: Vom Umfeld her waren es tatsächlich turbulente Jahre. Umso wichtiger war es, nicht den Kopf zu verlieren. Schaut man etwa auf die Schweizer Aktien, sind diese über die fünf Jahre trotz all dieser Ereignisse deutlich im Plus. Intern haben wir unseren Weg eigentlich ziemlich konsequent weitergeführt. Wir sind in dieser Zeit stark gewachsen.

Wie stark?

Die verwalteten Vermögen sind rund 50 Prozent höher als vor fünf Jahren. Heute verwalten wir ungefähr 18 Milliarden Franken. Auch bei der Zahl der Kundinnen und Kunden sind wir deutlich gewachsen.

Woher kommen die neuen Kunden?

Eigentlich aus allen Bereichen. Wir sind in Luzern, Zürich und St.Gallen sowie in Deutschland in München und Düsseldorf präsent und sind über alle Standorte gewachsen.

Wie wichtig ist die Region Luzern für Reichmuth?

Sehr wichtig. Ich bin Luzerner, unser Hauptsitz ist hier, und von Luzern aus betreuen wir die ganze Zentralschweiz. Gleichzeitig gehen wir häufig zu den Kunden. Gerade im Private Banking muss nicht jeder Kunde für jedes Gespräch in eine Niederlassung kommen. Aber Luzern ist unsere Heimat.

Ein einschneidendes Ereignis in Ihren ersten Jahren als CEO war das Ende der Credit Suisse. Kam danach eine Welle neuer Kunden zu Ihnen?

Andere Banken haben davon vermutlich stärker profitiert. Für uns war das Ende der CS aber auch emotional einschneidend. Bei uns arbeiten Leute mit CS-Vergangenheit, und mein Vater kommt ursprünglich ebenfalls von der damaligen Kreditanstalt.

Was hat der Untergang der Grossbank verändert?

Er hat gezeigt, dass Grösse allein nicht automatisch Sicherheit bedeutet. Das war für uns durchaus relevant. Wir sind ein vergleichsweise kleines Haus, die Familie ist präsent, und drei Gesellschafter haften persönlich und unbeschränkt. Die Leute wissen: Wir sind da. Wir kommen nicht einfach als Manager und gehen ein paar Jahre später wieder.

Sie sprechen die persönliche Haftung an. Sie würden im Extremfall also tatsächlich mit Ihrem privaten Vermögen geradestehen?

Ja. Die unbeschränkte Haftung bezieht sich auf die Bankbilanz. Die Wertschriften unserer Kunden gehören nicht auf diese Bilanz, sie sind ausgesondert. Auf der Bilanz liegen beispielsweise die Cashbestände. Dafür stehen wir persönlich ein.

Haus, Hypothek, privates Vermögen – theoretisch alles? Privat heisst privat. Aber das Entscheidende daran ist für mich weniger die juristische Konstruktion als die Haltung dahinter. Man weiss: Wenn die Bank ein Problem hat, betrifft es uns selbst. Das prägt die Kultur. Für einen Entscheid, den wir treffen, müssen wir geradestehen.

Schlafen Sie deshalb manchmal schlechter als ein Bankmanager, der nicht mit dem eigenen Vermögen haftet? Wegen der Haftung eigentlich nicht. Ich schlafe relativ gut, weil unsere Bilanz ziemlich langweilig ist. Und im Banking ist langweilig manchmal gar nicht schlecht. Wenn ich schlecht schlafe, dann eher, weil etwas mit Mitarbeitenden oder an den Märkten ansteht.

Nach dem CS-Untergang wird um eine strengere Bankenregulierung gerungen. Ihre Haltung? Man kann mit Regulierung Risiken eindämmen. Aber ich glaube nicht, dass man mit Regulierung verhindern kann, dass jemals wieder eine Bank in eine Krise gerät. Regulierung ersetzt nicht die Menschen, die eine Bank führen, und sie ersetzt kein gutes Risikomanagement. Entscheidend bleibt die Frage: Wer trägt Verantwortung?

Also weniger Regeln, mehr persönliche Verantwortung? Verantwortung muss ein zentraler Teil sein. Gleichzeitig sollte man bei der Regulierung stärker unterscheiden. Eine systemrelevante Grossbank braucht einen anderen Aufsichtsprozess als eine kleinere Bank wie wir. Gerade bei IT, Cyberrisiken und Dokumentationspflichten merken wir, dass teilweise sehr schematisch vorgegangen wird. Cybersecurity ist enorm wichtig, keine Frage. Aber es macht einen Unterschied, ob eine Organisation Tausende Mitarbeitende hat oder hundert.

Reichmuth ist bis heute stark von der Familie geprägt. Gibt es mit Ihrem Vater und Ihrem Bruder, der Verwaltungsratspräsident ist, auch mal Krach? Klar, Harmonie ist manchmal überbewertet. Wer nie widerspricht, übernimmt auch keine Verantwortung. Mein Bruder und ich haben unterschiedliche Charaktere und Perspektiven, und das ist gut so.

Wer ist der Dickkopf? Ich glaube, wir können beide ziemlich hartnäckig sein, wenn wir von etwas überzeugt sind. Mein Bruder bringt dabei seine



«Grösse allein bedeutet nicht automatisch Sicherheit»: CEO Remy Reichmuth in Luzern.

Bild: Boris Bürgisser (16. 9. 2026)

analytische Stärke ein, ich eher die Begeisterung für neue Möglichkeiten. Diese Mischung funktioniert gut.

Und Ihr Vater? Er hat die Bank gegründet und ist heute 87 Jahre alt. Mischt er noch mit? Operativ schon lange nicht mehr. Aber er ist häufig am Morgen hier und verfolgt eigene Themen. Seine Erfahrung ist wertvoll. Manchmal gibt er einen Rat – und ich befolge ihn nicht. Dann merke ich schon, dass ihn das vielleicht nicht wahnsinnig freut. Aber er akzeptiert es.

Ihr Vater sagte uns einmal, sein grösster Erfolg sei, dass seine Söhne die Bank weiterführen. Spüren Sie diesen Satz als Verpflichtung? Durchaus. Einerseits ist es ein Privileg. Uns wurden Türen geöffnet, und wir konnten auf etwas aufbauen. Andererseits sieht man die vielen Menschen, die hier arbeiten, und spürt die Verantwortung. Wenn es nicht gut läuft, betrifft das nicht nur die Familie. Ich finde diese Aufgabe schön und spannend. Aber es gibt durchaus Momente, in

denen man denkt: Wow, da hängt schon einiges dran.

War für Sie denn immer klar, dass Sie einmal die Bank übernehmen? Nein. Nach der Universität ging ich zuerst nach China und arbeitete später für andere Banken. Als wir 2008 in Zürich einen Standort aufbauten, kam erstmals konkret die Frage, ob ich mithelfen möchte. Das fand ich gut, weil ich nicht direkt neben meinem Bruder sass, sondern etwas Eigenes mit aufbauen konnte. Ich kam ohne Kunden

Zur Person

Remy Reichmuth (50) ist seit Anfang 2021 CEO der Luzerner Privatbank Reichmuth & Co. Der Sohn von Bankgründer Karl Reichmuth studierte Wirtschaft und Finance an der Universität Zürich und arbeitete unter anderem in Peking und Hongkong, bevor er 2008 zu Reichmuth wechselte. Er ist einer von drei persönlich und unbeschränkt haftenden Gesellschaftern der Bank. (*mim*)

buch nach Zürich – ausgerechnet 2008. An unzufriedenen Bankkunden mangelte es damals nicht gerade.

Warum zog es Sie nach dem Studium ausgerechnet nach China? Eigentlich hatte ich zunächst eher Amerika im Kopf. Dann ergab sich die Möglichkeit, für einen chinesischen Fondsmanager mit Schweizer Verbindungen zu arbeiten. Ich war Mitte zwanzig und kam frisch von der Universität. Dort hatte ich gelernt, wie effiziente Märkte funktionieren – und dann kam ich nach China und merkte: Hier ist fast alles anders.

Kommen wir zur Künstlichen Intelligenz. Sie kann immer mehr von dem erledigen, wofür früher Analysten und Bankberater nötig waren. Braucht es den Privatbankier in zehn Jahren noch? KI ist ein Riesenthema. Im Research kann sie heute schon sehr schnell eine erste Analyse erstellen. Auch regulatorische Prozesse können effizienter und vielleicht sogar kundenfreundlicher werden. Antworten zu produzieren, wird immer

einfacher. Aber genau deshalb wird etwas anderes wichtiger: Jemand muss diese Antworten einordnen und Orientierung geben.

Die Maschine liefert die Analyse, der Mensch erklärt sie? Informationen waren schon in den vergangenen Jahren immer leichter verfügbar, mit KI wird das nochmals extremer. Aber Menschen wollen jemanden, dem sie vertrauen, der Dinge einordnet und Verantwortung übernimmt. Ich glaube nicht, dass dieses Bedürfnis verschwindet.

Nutzen Sie KI in der Bank?

Wir setzen KI-Werkzeuge in verschiedenen Bereichen ein, beispielsweise bei operativen Prozessen und im Investmentbereich. Datenschutz ist für eine Bank natürlich zentral, deshalb müssen solche Systeme entsprechend abgeschottet sein. Im Investmentbereich experimentieren wir etwa mit Werkzeugen, die Aussagen aus Bilanzpräsentationen von Unternehmen analysieren. Aber auch da gilt: Die Maschine kann etwas herausfiltern – einordnen muss es am Ende der Mensch.

Ihre künftigen Kunden wachsen mit Apps und KI auf. Warum sollte ein heute 20-jähriger später noch zu einer Luzerner Privatbank kommen? Die Jungen haben heute völlig andere Möglichkeiten als wir damals. Sie können viel selber machen, übers Handy investieren und Informationen überall abrufen. Das verändert unsere Rolle. Aber irgendwann wird das Leben bei vielen komplizierter: Familie, Beruf, Vorsorge, vielleicht ein Unternehmen. Dann ist man froh, wenn man jemanden hat, dem man vertraut und sagen kann: «Kümmere du dich darum.»

Ihre eigenen Kinder könnten eines Tages die dritte Generation bei Reichmuth bilden. Was würden Sie sagen, wenn eines zu Ihnen käme und erklärte: «Papi, ich will auf keinen Fall Banker werden?» Dann wäre ich vor allem froh, wenn es genau wüsste, was es stattdessen machen will. (Lacht.) Im Ernst: Ich bin da offen. Wir sind vier Geschwister, auch meine beiden Schwestern sind beteiligt, und in der nächsten Generation gibt es entsprechend viele Kinder. Wenn jemand einmal ins Unternehmen möchte und sich bewährt, ist das eine tolle Chance. Aber ich habe sicher nicht die Erwartung, dass meine Kinder das machen müssen.

Ihr Vater ist stolz darauf, dass seine Söhne die Bank weiterführen. Wären Sie auch stolz auf Ihre Kinder, wenn sie nicht in die Bank einsteigen? Natürlich. Am schönsten ist doch, wenn ein junger Mensch irgendwann sagen kann: Ich weiss, was ich will. Was es dann genau ist, ist zweitrangig.